eine weitere Kapelle, auch wenn dies die Autoren nicht lesen wollen (S. 54). Strittig ist nun im wesentlichen die eigentliche Existenz dieser neben der Kirche angenommenen Kapelle. Da Lorenz sie aber im Garten der heutigen Superintendentur vermutet, in dem verständlicherweise nicht gegraben wurde, können die Autoren mit bauarchäologischer Beweisführung die Existenz dieser Kapelle kaum widerlegen. Anhand der Auslegung der urkundlichen Überlieferung gelingt ihnen dies aber ebenfalls nur schwer. Lorenz stützte seine Argumentation auf eine zu 1257 genannte „maior ecclesia", woraus er die Existenz einer weiteren kleine Kirche bzw. Kapelle ableitet. Berücksichtigt man, daß schon 1291 der Festtag der hl. Elisabeth auf dem Gelände begangen wurde, für die 1257 genannte Hauptkirche jedoch kein diesbezüglicher Festtag bekannt war, gewinnt man ein weiteres Argument für die Lorenzsche These.

Abschließende Aussagen lassen sich also auch nach den vorgenommenen Bauuntersuchungen und dem Entgegenstellen der Schriftquellen leider nicht erbringen. Doch haben die Autoren einen durchaus interessanten und wichtigen Abschnitt der Geschichte der sächsischen Mittelstadt Grimma aufgegriffen, neu thematisiert und zudem einem weiteren Publikum zur Kenntnisnahme gestellt.

Leipzig Anne-Kathrin Köhler

Reinhard Spehr, Der Brakteatenschatz von Schmochtitz. Eine Untersuchung zur historischen Bedeutung des Brakteatenschatzes. Verlag und Druckerei Tierbs (Pirna), Schmochtitz 1999. 110 S. mit 31 Abb. und Ktn.

Auf den Seiten 3–8 bietet der Vf. einen Fundbericht, eine Beschreibung der Zusammensetzung des zwischen 1230 und 1250 datierten Münzschatzes sowie kurze Bemerkungen zur Brakteatenprägung und eine historische Erörterung möglicher Hintergründe für die Vergrabung am Ort. Auf den Seiten 91–109 folgt ein ausführlicher Fundkatalog mit genauer Beschreibung der Stücke, (möglicher) herrschaftlicher Zuordnung und Datierung sowie Hinweisen auf ähnliche Prägungen. Daß hierbei das Gewicht der einzelnen Brakteaten (gewogen bzw. bei Bruchstücken erschlossen) genau angegeben wird, erscheint hervorhebenswert, weil dadurch weitergehende Forschungen an der Nahtstelle zwischen Münz- und allgemeiner Wirtschaftsgeschichte befördert werden. Alle wesentlichen Typen finden sich auf größeren Bildtafeln in hoher Qualität fotographisch reproduziert, wobei die Abbildungen 20–22 ästhetisch-künstlerischen Eigenwert erringen.

Auf eine eigentliche numismatische Analyse verzichtet der Vf. freilich. Statt dessen räumt er auf den Seiten 8–91 allgemeinen historischen Ausführungen zur Geschichte der Oberlausitz und zu „einigen Reichsgütern im Osten" breiten Raum ein, die sich nur schwerlich auf den eigentlichen Münzfund beziehen lassen. Weil Spehr dort von ihm ebenso hinlänglich bekannte wie absurde Zusammenhänge und Vorstellungen konstruiert, soll von einer detaillierten Widerlegung abgesehen werden.

Es erscheint gleichwohl tragisch, daß der Vf., zweifellos einer der ausgewiesensten und verdienstvollsten sächsischen Archäologen, der sich zudem stets um einen über die archäologischen Befunde hinausreichenden, einen wirklich interdisziplinären Blick auf die Geschichte des sächsischen Mittelalters bemüht hat, aufs neue seinem Zwang zur Rekonstruktion geschlossener historischer Bilder erliegt; – einem Vorhaben, das an der ‚Fremdartigkeit' und Differenziertheit mittelalterlicher Strukturen zwangsläufig scheitern muß. Und so braut Reinhard Spehr in der Vermengung von seriösen archäologischen bzw. numismatischen Befunden, von einzelnen, durchaus originellen und überdenkenswerten Neuansätzen und Hinweisen – denn sehr wohl sind etwa Reichs-

rechte und Reichspositionen in der Fokussierung auf den wettinischen Aufstieg bisweilen weniger beachtet worden – mit zahlreichen haltlosen Behauptungen, Quellenverdrehungen, Quellenverkennungen und unter Mißachtung allgemeiner mediävistischer Erkenntnisse ein völlig unverdauliches Gemisch, von dessen Genuß insbesondere jenen nicht intim mit der Materie vertrauten Lesern dringend abgeraten werden muß, die dann glauben möchten, ein logisches Erkenntnisgebäude sei ihnen vorgeführt oder doch wenigstens ein Körnchen Wahrheit geboten worden.

Dresden André Thieme

Matthias Donath, Spätgotische Giebel in Sachsen. Sax-Verlag, Beucha 2001. 143 S., 90 Abb.

Die Spätgotik stellt in der Kunstgeschichte Sachsens eine besonders wertvolle Epoche dar. Matthias Donath hat sich mit den spätgotischen Giebeln einem speziellen Thema aus dieser Zeit angenommen. Noch nie wurden die Backsteingiebel in ihrer Gesamtheit behandelt. In aufwendiger Suche trug der Autor über mehrere Jahre das behandelte Material zusammen. Das Verbreitungsgebiet umfaßt die wettinischen Länder vor der Leipziger Teilung von 1485 bzw. das durch die Landesteilung gebildete Herzogtum Sachsen und das Kurfürstentum Sachsen. Nach den heutigen politischen Grenzen deckt sich das Untersuchungsgebiet neben dem Freistaat Sachsen mit dem östlichen Thüringen, dem südwestlichen Sachsen-Anhalt und dem südlichen Brandenburg. Die sächsische Oberlausitz wird mit betrachtet.

Das Buch ist mit zahlreichen, teilweise historischen Schwarzweißabbildungen sowie Umzeichnungen illustriert. Auf den Innenseiten des Buchrückens befindet sich eine Übersichtskarte mit der Angabe aller behandelter Giebel. Gleichzeitig gibt der Autor an, ob die Giebel an Kirchen, Klöstern, Schlössern, öffentlichen Gebäuden oder an Bürgerhäusern angebracht sind.

Bei den kunstvollen Backsteingiebeln handelt es sich um eine Bauform, die zwischen 1480 und 1540 in der gesamten sächsischen Kunstlandschaft vorkam und heute zum großen Teil verloren ist. Die Giebel waren vor allem ein Phänomen der großen Städte. Mit ihren Stufen, Arkaden und leuchtenden Farben prägten sie das Aussehen der Kirchen, Schlösser, Rathäuser und Bürgerhäuser. Sie besaßen keinerlei praktische Funktion, sondern dienten nur zur Zierde. Fast ausschließlich bürgerliche Auftraggeber ließen sie zur Demonstration ihrer Stellung und ihres Wohlstandes anfertigen. Erst später nutzen auch adlige Grundbesitzer die Giebelarchitektur zur Verschönerung ihrer Wohnsitze. Als im 15. und 16. Jahrhundert die „Firstschwenkung“ einsetzte, lief diese besondere Bauaufgabe aus. Denn jetzt zeigten nicht mehr die geschmückten Giebel, sondern die Traufen der Dächer zur Straße. Weil die Giebel um 90 Grad gedreht wurden, verschwanden sie unter den Dachkonstruktionen der benachbarten Häuser.

Nach einer Einführung behandelt der Autor das Thema in neun Kapiteln. Neben Untersuchungen zu Entstehungsgeschichte, Vergleichen mit benachbarten Kunstlandschaften, Typologie, Stilformen und technischem Aufbau wird auch nach den Auftraggebern und der sozialen Funktion der Ziergiebel gefragt

Matthias Donath unterteilt den Bestand in sechs Grundtypen und weitere Sonderformen. Er unterscheidet Dreiecksgiebel mit Blendnischenreihen, Dreiecksgiebel mit Blendbogenreihen und Fialen, Stufengiebel mit Blendbogenreihen, Staffelgiebel mit Blendbogenreihen und freistehenden Bögen an der Giebelschräge, Staffelgiebel mit Blendbogenreihen und Giebel mit Maßwerk-Netzdekor. Nach der Beschreibung des